

Wie die Tiere?

Gabriele Haug-Schnabel, Joachim Bensel

Der Mensch ist ein „hypersexualisiertes“ Wesen, das heißt ein Lebewesen mit einem äußerst intensiven Sexualverhalten ohne zyklische Einschränkung seiner Lust. Er ist gewissermaßen „dauerbrünstig“. Er kann aufgrund moderner Verhütungsmethoden den individuellen Lustgewinn zum Hauptzweck seiner Sexualität machen, ohne den primären Zweck der Sexualität, die Fortpflanzung fürchten oder berücksichtigen zu müssen (1).

Was kann die *Biologie* zum Verständnis menschlichen Sexualverhaltens beitragen? Und was die *Soziobiologie*, ein kleines, umstrittenes, aber ungeheuer populäres Teilgebiet der Biologie, das tierisches und menschliches Verhalten als durch den Formierungswillen „egoistischer Gene“ begründet erklärt? (2)

In der Evolution setzen sich diejenigen genetisch begründeten Anpassungen durch, die es erlauben, mehr Nachkommen in die nächste Generation zu bringen, als dies Individuen mit anderen Anpassungen gelingt. Erfolgreich auf der Bühne der Evolution agiert nur der, dessen Verhalten sich „in reproduktiver Münze auszahlt“ (3).

Männchen *und* Weibchen sind auf die Maximierung ihres eigenen Fortpflanzungserfolgs bedacht. Es müssen im Laufe der Evolution immer Lösungen gefunden worden sein, die einen Ausweg aus diesem Grundkon-

flikt der Geschlechter dargestellt haben. Lösungen, bei denen weder die weiblichen noch die männlichen Gene Verlierer waren, da zu einem Fortpflanzungserfolg zwei an die jeweilige Umwelt gut angepasste Genträger gehören.

Der grundlegende Unterschied zwischen den Geschlechtern liegt in der Größe ihrer Geschlechtszellen. Weibchen produzieren aufwendige, große, unbewegliche Eier; Männchen kleine, bewegliche Spermien, die kompakte, sich vorwärtsschlängelnde Transportform des männlichen Genmaterials.

Männchen sind in der Lage, die Eier der Weibchen schneller zu besamen, als diese in der Lage sind, neue zu produzieren. Damit werden die Eier und somit die Weibchen zur knappen Ressource, um die die Männchen konkurrieren müssen. Als Resultat dieser scharfen Konkurrenzsituation sind einige Männchen sehr erfolgreich in Sachen Fortpflanzung, andere gehen leer aus.

Wie können Männchen, wie Weibchen, ihren Fortpflanzungserfolg steigern? Für Männchen gilt die Regel: Möglichst viele Weibchen zu besamen, bringt den größten Fortpflanzungserfolg.

Für die Weibchen sieht die Strategie anders aus. Über die Geschwindigkeit und Vergrößerung der Eiproduktion und der Jungenaufzucht können sie erfolgreich werden. Es ist also für Männchen wichtig, Zugang zu den Weibchen zu bekommen, um möglichst viele Paarungen zu erreichen. Und was ist für die Weibchen wichtig? Sie müssen den „idealen“ Partner finden, da sie im Normalfall den Löwenanteil an den „Investitionen“ in die Nachkommen tragen. Sie müssen „wählerisch“ sein, da einen „falschen“ Partner gewählt zu

haben, für sie eine ungeheure Fehlinvestition bedeutet, nämlich das aufwendige Austragen und zumeist auch Aufziehen eines nicht optimalen Jungtieres und somit auch das lange Warten, bis ein neues Ei zur Befruchtung ansteht.

Männchen verschaffen sich Zugang zu den Weibchen, indem sie in direkte Konkurrenz zu anderen werbenden Männchen treten, indem sie imponieren, im Notfall kämpfen und siegen – oder auch nicht. Oder indem sie durch raffinierte Anpassungen ihre Konkurrenten lahmlegen, zum Beispiel das Weibchen ständig begleiten und bewachen, so daß kein anderes Männchen eine Chance bekommt. Oder Wettbewerb nach der „unlauteren“ Methode des Prachtlibellen-Männchens, das mit seinem schöpfkellenartigen Penisende die Spermien seines Vorgängers aus der Vorratstasche des Weibchens herauskratzt, bevor es seinen eigenen Samen einfüllt. Interessant auch noch das Beispiel einiger Insektenmännchen, die nach der Kopulation die weibliche Genitalöffnung zuzementieren, um anderen Männchen die Besamung unmöglich zu machen.

Männchen können Paarungen auch über spezielle Merkmale, die Weibchen anlocken, erreichen. Genau hier setzen die Weibchen an: Sie sind es, die anhand der angebotenen männlichen Merkmale unter den balzenden Konkurrenten ihren Partner wählen.

Eine Möglichkeit, um Weibchen anzulocken, ist die Verteidigung von guten Brutplätzen gegen andere Männchen. Oder Weibchen finden Männchen attraktiv, weil sie ihnen Nahrung herbeischaffen, oder weil sie eine „gute genetische Ausstattung“ besitzen. Hierfür einen Blick zu haben, kann extrem wichtig sein, da das Weibchen die Überlebensfähigkeit ihrer Nachkommen

und die sexuelle Attraktivität ihrer Söhne (und somit auch die Weitergabe eines Teils ihrer eigenen Gene!) steigern kann – vorausgesetzt, sie wählt den „richtigen“ Partner.

Der richtige Partner kann der sein, der Zeichen von Dominanz, Stärke und Potenz bei der Balz zur Schau stellt (zum Abschrecken der Rivalen und Anlocken der Weibchen) oder der, der durch besondere sekundäre Geschlechtsmerkmale, etwa ein prächtiges Gefieder oder lange Schwanzfedern, auffällt (4). Es hat sich in den letzten Jahren gezeigt, daß die Merkmale, nach denen sich die Weibchen bei der Männchen-Wahl richten, echte Gütemerkmale für die genetische Qualität der Männchen sein können. So bevorzugen Weibchen beim Stichling Männchen mit intensiver Rotfärbung, ein Merkmal, das neben anderen den Gesundheitszustand der Männchen anzeigt (5).

An Weibchen heranzukommen und unter Männchen wirklich wählen zu können, hängt von den ökologischen Lebensbedingungen der Arten ab. So haben sich verschiedene Paarungssysteme, teils mit gemeinsamer Jungenversorgung durch Vater und Mutter, teils mit „flüchtigen“ Männchen und allein versorgenden Weibchen, aber auch mit „Brutmännchen“ herausgebildet (6).

Vier verschiedene Fortpflanzungssysteme werden unterschieden: Monogamie (Paarbindung zwischen einem Männchen und einem Weibchen), Polygynie (ein Männchen paart sich mit mehreren Weibchen), Promiskuität (Männchen und Weibchen paaren sich mehrfach) und Polyandrie (ein Weibchen paart sich mit mehreren Männchen). Der deutsche Begriff „Einehe“ für die Monogamie wird sicherlich allzu vermenschlicht ange-

wandt, denn die tierischen Beziehungen sind häufig nur für eine Fortpflanzungsperiode existent, in der gemeinsame Nachkommen gezeugt und gepflegt werden.

Die Monogamie findet sich häufig bei Vögeln und Fischen, selten dagegen bei Säugetieren. Hat ein Männchen, zum Beispiel aufgrund einer niedrigen Populationsdichte, schlechte Chancen, ein weiteres Weibchen neben seinem eigenen zu finden, ist es besser für das Männchen, seinem Weibchen treu zu bleiben und das Überleben seiner Nachkommen zu sichern. Sich ergebende „Seitensprünge“ mit fremden Weibchen wird es sich trotzdem nicht entgehen lassen. Starenmännchen erhalten auf diese Weise weitere Nachkommen, deren Aufzucht sie dann allerdings allein ihrer „Nebenfrau“ überlassen. Deren Fortpflanzungserfolg wird durch dieses „Sitzellassen“ natürlich geschmälert, sie verliert Miternährer und Beschützer der Jungen. Deswegen sind Weibchen im Tierreich besonders daran interessiert, ihre künftigen „Ehepartner“ auf die Ernsthaftigkeit ihrer Bemühungen vor der Paarung abzuklopfen. Erst nach langanhaltender Balz und virtuoser Darbietung der Gesangeskünste wird ein Vogelmännchen als Partner akzeptiert. Das Weibchen bleibt ihm zumindest für eine Fortpflanzungsperiode treu. War die Jungenaufzucht erfolgreich und die „Ehe“ harmonisch, wird bei manchen Tierarten, zum Beispiel der Dreizehenmöwe, aus der „Saisonehe“ eine „Dauerehe“.

Bei polygynen Tierarten finden wir ein „höchst untreues“ Männchen im Zusammenleben mit vielen (meist) treuen Weibchen. Ein Gabelbockmännchen verschafft sich den Zugang zu mehreren Weibchen, in dem es ein von Weibchen bevorzugtes ressourcenreiches

(Nahrung, Wasser etc.) Territorium gegen andere Männchen verteidigt. Andere Weibchen, zum Beispiel die von See-Elefanten, leben in einer Großgruppe zusammen, die von einem Männchen verteidigt wird. Diese Haremsstruktur findet sich auch bei Rothirsch und Haushahn. Im Rahmen eines promisken Fortpflanzungssystem finden sich mehrere Weibchen und Männchen in Gruppen zusammen, deren Zusammensetzung häufig wechselt. Kommt ein Rattenweibchen in den Östrus, paart es sich mit allen Männchen. Von „Treue“ kann bei diesen „Casanovas“ und „Lady Chatterleys“ wohl kaum die Rede sein. Aber auch allein die Weibchen können die „Untreuen“ sein.

Die Vielmännerei (Polyandrie) ist ein seltenes Phänomen, da nur vereinzelt Umstände gegeben sind, die den Fortpflanzungserfolg des Weibchens durch vielfache Paarung mit verschiedenen Männchen erhöhen. Im Lebensraum des Drosseluferläufers sind die Nahrungsreserven so groß, daß das Weibchen in der Lage ist, in 40 Tagen fünf Gelege mit Eiern zu produzieren. Die Gelege werden mehreren Männchen anvertraut, um selber weitere Gelege produzieren zu können. Spezielle ökologische Bedingungen verursachen so die Umkehr der Geschlechterrolle. Die Weibchen sind die größeren und schwereren und konkurrieren untereinander um die knappen Bruthelfer. Für Männchen ist die Polyandrie eine schlechte Fortpflanzungsstrategie, da sie die Anzahl ihrer möglichen Nachkommen verringert. Die „untreuen“ Weibchen lassen ihnen jedoch keine Alternative (7).

Geschlechtliche Unterschiede gibt es also nicht nur beim Paarungsverhalten, sondern auch bei der Beteiligung an Jungenbetreuung und Aufzucht. Wenn es für

das Weibchen zu aufwendig und damit nicht möglich wäre, die Jungtiere allein durchzubringen, dann bleibt das Männchen da und hilft. Die Beteiligung des Männchens an der Jungenaufzucht ist um so wahrscheinlicher, je sicherer sich das Männchen sein kann, wirklich der Vater dieser Jungen zu sein, für die er sich verausgabt und in Gefahr begibt.

In der Regel nimmt die Vaterschaftssicherheit und mit ihr die Beteiligung der Männchen an der Aufzucht der Jungen von Monogamie (größte Sicherheit, beste Bewachungsmöglichkeit!) über Polygynie, Polyandrie zur Promiskuität immer weiter ab. Bei einer Promiskuität, vielleicht sogar noch mit Kopulationsbereitschaft auch noch nach bereits eingetretener Schwangerschaft, blickt keiner mehr durch. Die Weibchen versorgen die Kinder allein, denn sie können sich immer sicher sein, daß sie die Mütter sind und somit ihr weitergegebenes Erbgut versorgen.

Wir haben das Sexualverhalten aus der Sicht der Soziobiologie sowie unsere Reise durch das „Land der Treue“ mit Tierbeispielen vorgestellt, doch haben wir nicht ab und zu mal in Gedanken versucht, Parallelen zum Menschen zu ziehen? Sind solche Ergebnisse auf den Menschen übertragbar? Nein! Kein ernsthafter Biologe überträgt irgendwelche an Tieren gewonnenen Ergebnisse auf den Menschen; er schließt noch nicht mal vom Hasen auf das Verhalten des Kaninchens. Wir können aus dem Tier-Mensch-Vergleich sehr viel Neues über den Menschen lernen, wenn wir folgende Vorgehensweise beachten: In einem ersten Schritt suchen wir nach Regeln, die für viele verschiedene Tierarten gelten. Wenn wir solche gefunden und klar formuliert haben, dann prüfen wir in getrennten Untersuchungen

nach, *ob* diese Regeln vielleicht auch für den Menschen gelten (8).

Ein menschliches Menschenbild:

„Ihr Mann hat eine Freundin?“

„Eine . . .?!“ Sie lachte bitter auf. „Er liebt halt die Abwechslung“, sagte sie obenhin, „dem Anton kommt’s gar nicht darauf an, wie eine aussieht, oder wie sie ist, der ist bei Frauen ein Vielfraß und ein Allesfresser“ (9).

Dieser Dialog kennzeichnet auch treffend das sozio-biologische Bild vom Mann. Die Human-Soziobiologen machen kaum Unterschiede zwischen Mensch und Tier: Frauen können nur eine begrenzte Zahl Nachkommen haben, also sind sie sorgfältiger bei der Partnerwahl, da Zeit und Energie für die Pflege der Nachkommen sie mehr in Anspruch nehmen als die Männer. Ihre „Sprödigkeit“ beim Flirten ist ein Mechanismus um festzustellen, ob ein Mann die Eigenschaften aufweist, die ihn als Beschützer und treusorgenden Vater ausweisen: dominant und stark muß er sein. Dazu braucht der Mann Muskeln, breite Schultern, ein kleines Gesäß, kräftige Beine, eine aggressive Mimik (das heißt dünne Lippen und kleine Augen) und Körpergesten, die soziale Überlegenheit signalisieren. Außerdem sollte sein Aussehen weder auf eine Krankheit noch ein angeborenes Manko hinweisen. Diese Kriterien sollen an symmetrischen Gesichtszügen und klarer, gesunder Hautfarbe abzulesen sein (10). Schließlich sollte er Zugang zu wichtigen Ressourcen bieten (Wohlstand und hohen sozialen Status), um die Versorgung der Frau und der gemeinsamen Nachkommen optimal zu gewährleisten. Die Männer konkurrieren untereinander um die Frauen. Sie sind weniger wählerisch was ihre Sexualpartner

betrifft und nutzen jede Gelegenheit zum Seitensprung, denn sie haben dabei wenig zu verlieren. In der Wahl der Partnerin, mit der sie Kinder aufziehen wollen, sind sie dagegen sehr wählerisch. Die Frau soll möglichst jung sein, um noch viele Kinder in die Welt setzen zu können. Diese Jugendlichkeit liest er an ihren Kindchenschema-Merkmalen ab: Große Augen, kleine Nase und ein kleines Kinn. Zusätzlich braucht er, um auf sexuelle Touren zu kommen, Zeichen der sexuellen Reife: Schmale Wangen mit betonten Wangenknochen und Ausdrucksmerkmale zwischenmenschlichen Interesses: hochgezogene Augenbrauen, weitgeöffnete Pupillen und ein breites Lächeln (11). Eifersüchtig wachen sie nach eingegangener Bindung über die Treue ihrer Partnerin; ihnen ist daran gelegen, sich keine „fremden Eier“ ins „Nest legen“ zu lassen. Die von Männern eingesetzten Taktiken zum Erhalten und Bewachen ihrer Frauen sind allerdings vergleichsweise harmlos: Sie stellen ihren Besitz zur Schau, zeigen ein freundliches und umsorgendes Verhalten und bleiben immer in der Nähe ihrer Frauen. Die Taktiken der Frauen sind ähnlich, nur statt der Ressourcen stellen sie ihre Attraktivitätsmerkmale in den Vordergrund und verhalten sich sexy, um ihre Männer nicht zu verlieren (10). Männer, so die Zwischenbilanz, sollten also untreuer sein als Frauen, weil sie einen größeren genetischen Profit aus ihren Seitensprüngen ziehen.

Aber „Treue“, was heißt das denn eigentlich?

Treue, so können wir in einem Lexikon lesen, ist die Tugend der Beständigkeit im sittlichen Leben, der Zuverlässigkeit und des Festhaltens an einer eingegangenen Bindung. Zu diesen Bindungen zählt die Freundschaft, der Lehenseid, die Bundestreue, die Vertrags-

treue und die eheliche Treue (12). Die letztere ist in diesem Artikel angesprochen, speziell die Treue des männlichen Partners aus der Sicht der Soziobiologie.

Schauen wir uns dieses „Festhalten an *einer* eingegangenen Bindung“ doch einmal anhand der beim Menschen vorkommenden Lebensgemeinschaft etwas näher an. Die Einehe ist selten (16 Prozent aller Kulturen unabhängig von ihrer Bevölkerungszahl), aber in westlichen Industrienationen die Regel. Viele, aber zeitlich hintereinander folgende Partnerschaften geben ihr den Namen „serielle Monogamie“. Ausnahmen bilden kleine Glaubensgruppen, wie die amerikanischen Mormonen, die mehrere, allerdings uneheliche, Nebenfrauen besitzen. Die Monogamie wurde in Europa erst durch die christliche Kirche im Mittelalter durchgesetzt, die 1563 das „uneheliche Zusammenleben“ als Unzucht erklären ließ. Der römische Kaiser Karl V. ließ die Bigamie mit dem Tode bestrafen. In den Jahrtausenden zuvor war bei germanischen Völkern, zumindest bei ihren Stammesfürsten, die Vielweiberei die Regel gewesen.

Die Polygynie in geringerer oder stärkerer Ausprägung ist gemessen an der Anzahl der Kulturen, die sie praktizieren, das vorwiegende Ehesystem des Menschen (81 Prozent) (13). Meist lebt ein Mann mit zwei Frauen zusammen. In einigen Kulturen erlaubten es sich die Männer, mit über 100 Frauen zusammenzusein, so bei den Ashanti, den Khmer, den Inkas und den Azteken.

Angaben über promiske Gruppen sind spärlich. So ist es für einige polynesischen Kulturen wie die Mangaia (14) und die Trobriander (15) normal, ihre Sexualität als Teenager mit zahlreichen Partnern auszuleben, aller-

dings nur bis zum Eingehen einer festen Partnerschaft in späteren Jahren. Die Wanyaturu Zentral-Tanzanias haben neben ihrem Ehepartner, aus einer früh eingegangenen Kinderehe, einen gegengeschlechtlichen Mbuya-Partner, mit dem sie regelmäßig verkehren. Diese Liebschaft wird als Quasi-Ehe öffentlich anerkannt (14). Die „68er Kommunen“ Deutschlands mit offen propagiertem Partnerwechsel waren dagegen nur eine vorübergehende Erscheinung.

Ausschließlich polyandrische Kulturen gibt es nur vier: Die Marquesa (frz. Polynesien), die Toda (Büffelzüchter aus Indien), die Gilbertese (mittlerer Pazifischer Ozean) und die Nayar (Malabarküste Indiens) (16, 17). Verschiedene Hypothesen sind aufgestellt worden, wie es zu ihrer Entstehung kam. Hier sind es bevorzugt Brüder, die eine gemeinsame Frau haben. Können sie sich ihrer jeweiligen Vaterschaft auch nicht ganz sicher sein, so erhöhen sie als verwandte Helfer doch wenigstens die Überlebenschance ihrer Neffen und Nichten, die zu einem Viertel gleiches Erbgut besitzen. Auch das Zusammenprallen zweier Kulturen kann zu diesem Phänomen führen. Kolonisten ohne Frauenbegleitung wandern in ein Gebiet ein und führen oft viele Ressourcen mit sich. Die Männer der angestammten ethnischen Gruppen haben bisweilen nur knappe Ressourcen, aber den leichten Zugang zu einheimischen Frauen. Aus dieser Situation heraus kann sich eine „Zweckgemeinschaft“ zwischen zwei Männern und einer Frau entwickeln.

Ein Beispiel dafür liefert ein reicher Euro-Kanadier aus Manitoba, der mit einer Eskimofrau und deren Mann zusammenlebt (17). Zusammen hat diese Gemeinschaft 11 Kinder zur Welt gebracht. Man sieht: Es

gibt auch Eheverhältnisse, die die gängigen westlichen Schemata auf den Kopf stellen.

Der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt (13) und andere gehen allerdings von einer Disposition des Menschen zur langandauernden Bindung zu einem Partner aus. Dadurch, daß die Menschenfrau auch außerhalb ihrer fruchtbaren Tage Paarungslust verspürt und dabei einen Orgasmus erleben kann, erhält die Sexualität im Dienst der Partnerbindung eine neue Bedeutung, die über die reproduktive Funktion hinausgeht. Der Selektionsdruck für diese Dauerpartnerschaft ergab sich wohl aus der Notwendigkeit einer langen und intensiven Kinderfürsorge (13).

Beide Partner sind also wichtig für die Betreuung der Kinder und bleiben deswegen zusammen. Das hindert den Mann nicht an gelegentlichen Seitensprüngen: Aber sind denn Frauen treuer?

Männer gelten als die Verführer in unserer Gesellschaft und Frauen als die zu Verführenden. Doch diese Ansicht hat sich mittlerweile als Klischee herausgestellt. Der weibliche Anteil am Flirtverhalten, so haben Verhaltensbeobachtungen ergeben, ist zwar weniger auffällig, aber um so entscheidender: Nur wenn Attraktivität, Stimme und Körperhaltung des Mannes den Erwartungen der Frau entsprechen, sendet sie mittels Blicken, Lächeln und Gesten die Signale zum Weitermachen, ansonsten: zwischenmenschliche Funkstille (18).

Männer sind also die Anbieter eines Flirts und Frauen die kritischen Gutachterinnen. Und wenn es danach weitergeht? Nun zu allererst: Zu jedem Seitensprung eines Mannes gehört eine Frau, die dort bereitsteht, wo er hinspringt. Und nicht jede dieser Frauen ist ledig.

Untersuchungen zum Sexualverhalten sind voller Unsicherheiten:

● Stellen die interviewten Männer und Frauen einen repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung dar? Eine Leserumfrage des „Playboys“ oder der Zeitschrift „Cosmopolitan“ wird sicherlich diesem Kriterium nicht standhalten können.

● Sind die Aussagen wahrheitsgemäß? Einige der Interviewten antworten möglicherweise so, wie sie sich selbst gerne sehen würden, andere hingegen, wie sie glauben, daß sie antworten müßten, um noch in der Norm zu liegen.

Der Vergleich verschiedener Untersuchungen steckt voller Tücken. Lautet die Frage beispielsweise: „Waren Sie schon einmal in Ihrem Leben untreu?“ hängt die Prozentzahl der Ja-Antworten natürlich auch davon ab, aus welcher Altersgruppe sich die Untersuchungspopulation zusammensetzt. Was nicht ist, kann ja noch werden.

Die Zahlen: Die Daten männlicher „Seitenspringer“ schwanken von Untersuchung zu Untersuchung zwischen 26 Prozent (19) und 66,7 Prozent (20). Dabei scheinen Ehemänner niedrigerer Sozialschichten sich vorzugsweise in jungen Jahren auszutoben; Ehemänner höherer Sozialschicht sparen sich ihre Neben-Amouren für ein reiferes Alter auf (12).

Die Angaben für ehemüde gewordene Frauen liegen zwischen 18 Prozent (22) und 69,2 Prozent (23). Außerhaus-Erwerbstätige (53 Prozent) sind dabei untreuer als im Haus Tätige (24 Prozent) (21). Resümee dieser Datendurchforstung dürfte sein: Ob ein Geschlecht untreuer ist als das andere, bleibt Geheimnis der Untreuen selbst. Der Mann muß es jedenfalls nicht unbedingt sein.

Die Soziobiologie bietet uns häufig unsere nahe Verwandtschaft als Vorbild und Alibi an: Betrachten wir einmal die sexuellen Gepflogenheiten unserer Verwandten innerhalb der höheren Affen etwas näher.

Zuerst die Gibbons, die leben in strenger Einehe und sorgen gemeinsam für ihren Nachwuchs. Das hieße für uns Nachahmer: Ende aller Seitensprünge!

Zur nächsten Gattung, den Gorillas. Ein „Silberrücken-Pascha“ gebietet über mehrere Weibchen und einige subdominante Männchen. Sind die Weibchen „in Hitze“, kopuliert nur der Haremsbesitzer mit ihnen. Den Subdominanten bleiben zaghafte Versuche außerhalb des Östrus. Hier hätten wir ein Alibi für Vielweiberei.

Zu den Orang-Utans: Die Männchen streifen auf der Suche nach fortpflanzungswilligen Weibchen umher. Treffen sie gleichzeitig mit einem Nebenbuhler auf ein Weibchen, kommt es zur Auseinandersetzung, bei der meist das dominante Männchen gewinnt. Das Weibchen wird dann tagelang begleitet und bewacht. Die Moral für uns: Ein typischer Mann hat sich um Frauen zu schlagen und eifersüchtig zu sein.

Ein Betthupferl zum Abschluß: Die Schimpansen leben in kleinen Trupps von vier bis acht Tieren zusammen, deren Zusammensetzung ständig wechselt. Alle Männchen und Weibchen kopulieren miteinander. Und wie wäre es mit diesem Vorbild? Aber sind wir denn auch sonst so „äffisch“? Weder kann man vom Affen direkt auf den Menschen schließen, noch muß jede menschliche Andersartigkeit kulturell bedingt sein. Neue Arten besitzen nicht nur neue morphologische und physiologische Anpassungen, sondern auch Neuheiten im Bereich des Verhaltens (13).

Das Verhalten des Menschen ist biologisch mitbedingt, aber der Mensch kann seine biologisch bedingten Verhaltenstendenzen kontrollieren und damit seine Entscheidungsfreiheit ins Spiel bringen. Er hat die Fähigkeit zur Einsicht (24).

Weiterhin wird die Sexualität des Menschen durch individuelle Lernprozesse geformt. Frühkindliche Erfahrungen in der Eltern-Kind-Beziehung, zum Bindungsgeschehen und zur Entstehung der Selbständigkeit werden das spätere Sexualverhalten und den Umgang mit dem Sexualpartner mindestens ebenso beeinflussen wie vermutete genetische Vorgaben.

Gabriele Haug-Schnabel, Dr. rer. nat., Verhaltensbiologin, arbeitet in interdisziplinären Forschungsgruppen der Universität Freiburg. Schwerpunkt der Veröffentlichungen: kindliches Verhalten.

Joachim Bense, Verhaltensbiologe, seit 1987 Assistenz in der Arbeitsgruppe „Humanethologie und Verhaltensbiologie des Kindes“ Freiburg. Freier Wissenschaftsjournalist.

Literatur

- 1 Schaller, F. (1989): Sexualität. Das biologische Prinzip der Ungleichheit. *Naturwissenschaftliche Rundschau* 42, 10–19
- 2 Bense, J. (1989): Die Soziobiologie des familiären Totschlages. *Psychologie heute* 16, 30–33
- 3 Paul, A.; Küster, J. (1989): Die soziobiologische Perspektive: Frühsozialisation bei nicht-menschlichen Primaten. In: Keller, H. (Hrsg.): *Handbuch der Kleinkindforschung*. Springer, Heidelberg, S. 57–70
- 4 Anderson, M. (1982): Female choice selects for extreme tail length in a widowbird. *Nature* 299, 818–820
- 5 Milinski, M.; Bakker, T. C. M. (1990): Female sticklebacks use male coloration in mate choice and hence avoid parasitized males. *Nature* 344, 330–332

- 6 Trivers, R. L. (1972): Parental investment and sexual selection. In: Campbell, B. (Hrsg.): Sexual selection an descent of Man. Aldine, Chicago, S. 139–179
- 7 Krebs, J. R.; Davies, N. B. (1984): Einführung in die Verhaltensökologie. Thieme, Stuttgart
- 8 Wirtz, P. (1989): Ansätze der Soziobiologie zum Verständnis der Evolution – am Beispiel von sexueller Selektion und elterlicher Investition. Freiburger Universitätsblätter 103, 87–103
- 9 Huby, F. (1990): Bienzle und der Sündenbock, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, S. 25
- 10 Buss, D. M. (1988): From vigilance to violence. Ethology and Sociobiology 9, 291–317
- 11 Cunningham, M. R. (1986): Measuring the physical in physical attractiveness: Quasi-Experiments on the sociobiology of female facial beauty. Journal of Personality and Social Psychology 50, 925–935
- 12 Meyers Großes Taschenlexikon (1983): Bibliographisches Institut AG, Mannheim
- 13 Eibl-Eibesfeldt, I. (1986): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Piper, München
- 14 Wickler, W.; Seibt, U. (1983): Männlich weiblich. Piper, München
- 15 Carr, D. E. (1970): Liebet euch und vermehret euch nicht! Wilhelm Heyne, München
- 16 Low, B. S. (1988): Measures of polygyny in humans. Current Anthropology 29, 189–194
- 17 Stephens, M. E. (1988): Half a wife is better than none: A practical approach to nonadelphic polyandry. Current Anthropology 29, 354–356
- 18 Doermer-Tramitz, C. (1990): ... auf den ersten Blick. Dissertation, Universität München
- 19 Blumstein, P. W.; Schwartz, P. (1983): American couples. New York
- 20 Hite, S. (1982): Das sexuelle Erleben des Mannes (Hite Report II). München
- 21 Kinsey, A. C. (1954): Das sexuelle Verhalten der Frau. Frankfurt a. M.
- 22 Hunt, M. (1975): Sexual behavior in the 1970s. New York
- 23 Masters, W. H. et al. (1987): Liebe und Sexualität. Ullstein, Berlin, Frankfurt a. M., Wien
- 24 Hassenstein, B. (1987): Verhaltensbiologie des Kindes. Piper, München